

## Friedrich Schiller ein Leiter und Führer der Jugend zu den Höhen des Lebens.

Rede des Professors Albert Treuding.

Am 10. November sind 46 Jahre vergangen seit dem Tage, an welchem das deutsche Volk in seltener Einmütigkeit den hundertjährigen Geburtstag Friedrich Schillers feierte. Nicht dichterische Phrase, Wirklichkeit war es, was ein Festgedicht jener Tage aussprach:

„Ein hoher Name einet im Süden und im Norden  
Die sonst im bitteren Hader entzweit sich fremd geworden,  
Vor einem Bilde senken sich friedlich alle Fahnen,  
Die sonst im Winde flattern auf weit getrennten Bahnen.“

Noch fern schien damals dem deutschen Volke die lang ersehnte politische Einheit zu sein, und doch pochte mächtig an des Reiches Pforte die Mahnung: seid einig!

Frankreich und Österreich maßen ihre Kräfte in gewaltigem Waffengange, welcher dem aufstrebenden Italien zur Einigkeit verhelfen sollte. Unwillig schlug Preußen an sein Schwert, welches zu ziehen das eifersüchtige Österreich verbot. Nach einem großen Mann sah sich das deutsche Volk vergebens um, und ein Gedicht gab am Schillertage der herrschenden Stimmung kraftvollen Ausdruck mit der unwilligen Frage:

„Kein Posa da, kein kühner Tell am Bord,  
Kein Wallenstein, sein Lager abzulöhnen?“

und schloß mit Goethes Versen:

„Doch er war unser! Mag das stolze Wort  
Den großen Schmerz gewaltig übertönen.“

Da sammelte sich das Volk der Denker und Träumer um ein Panier. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wurde einzig und allein durch seine Litteratur dem Deutschen erhalten. Der Dichter, nicht der Fürst und Staatsmann rief ihm zu: „Ihr seid eines Stammes, eines Blutes!“ Und kein Dichter hatte diesem Gefühle kräftigere Nahrung gegeben, keiner uns stärker daran erinnert, daß eine gemeinsame, uns allen vertraute Sprache, die den Regungen des Herzens, den Ausbrüchen des Willens, der Arbeit des Denkens Ausdruck lieh, das feste, alle Stämme unseres Volkes umschlingende Band war, als Friedrich Schiller. Dies empfanden an jenem denkwürdigen Novembertage alle Deutschen, mochten sie in einer kleinen Stadt des Schwabenlandes oder in der Hauptstadt Preußens oder jenseits des Ozeans wohnen. „Uns gehört Schiller“, sagte sich mit Stolz jeder Deutsche, „seine Worte sind der Ausdruck unseres Fühlens und Denkens, die Gestalten, welche sein Genius geschaffen, sind von unserm Fleisch und Blut“. Besonders die deutsche Jugend, welche ihrem Schiller so unendlich viel verdankt, nahm mit Begeisterung teil an dem allgemeinen Jubel. Noch entsinne ich mich deutlich, — es mag mir gestattet sein, aus eigner Erinnerung zu erzählen —, wie an jenem kalten, sonnenhellen Novembertage die beiden höheren Schulen der Stadt Hannover in edlem Wettstreit ihren Schiller feierten. Die Schüler drängten sich zum Deklamieren, jeder wünschte, daß auch er dazu beitragen könne, den schönen Tag zu verherrlichen. Die Schüler der beiden übrigens getrennten, aber in einem Gebäude vereinigten Anstalten stritten nach dem Festakt lebhaft darüber, ob auf der gymnasialen oder realen Seite besser geredet und deklamiert wäre. Am Abend strömte alles zum Fackelzuge, welcher sich vor dem Hoftheater entfaltete, das seines alten Ruhmes eingedenk Szenen Schillerscher Dramen zur vollendeten Aufführung brachte.



Und heute ist wieder die Parole: Friedrich Schiller. Aber nicht zum Geburtshause in Marbach, zur Fürstengruft in Weimar richtet sich unser Blick. Am 9. Mai 1805, nachmittags um die dritte Stunde, schloß Schiller im noch nicht vollendeten 46. Lebensjahre das sanfte Auge zum letzten Schloße.

Der Eindruck, den sein Tod auf die Zeitgenossen machte, vergegenwärtigt uns Goethes Strophe:

„Da hör ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,  
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.  
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,  
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?  
Den Lebenswürdig'en soll der Tod erbeuten?  
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt.  
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!  
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?“

Eine Totenfeier begeht heute unser Volk. Die Klage, „daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt“, jene Klage, der Schiller selbst tief empfundene Töne lieh; die Klage, um den jähen Abbruch eines Lebens, das noch so Großes versprach, nachdem es uns so viel Großes geschenkt, gibt der heutigen Gedächtnisfeier eine düstere Färbung. Aber draußen lacht der junge Frühling, und an unser Ohr klingen die Verse des Dichters:

„Ist der holde Lenz erschienen,  
Hat die Erde sich verjüngt?  
Die besonnten Hügel grünen,  
Und des Eises Rinde springt.“

Nicht Todesgedanken erfüllen unser Herz. Ein Fest des Lebens ist die Totenfeier eines Unsterblichen. Aber ist Schiller so unsterblich wie es scheint, wenn wir seinen Namen zu den wenigen zählen, deren Werke einen Platz in der Weltliteratur einnehmen? Hat der Name „Schiller“ noch denselben Klang wie vor 46 Jahren? Steht er noch ebenso hoch in der Wertschätzung des deutschen Volkes wie damals? Treffend hat Ludwig Fulda diese Frage beantwortet. Er weist nach, wie die politischen Zustände, die kulturellen Anschauungen, die künstlerische Auffassung der modernen Zeit in dem Werturteil über Schiller eine unverkennbare Veränderung hervorgerufen haben. Im Jahre 1859 war das Ziel unserer Nation ein geeinigtes deutsches Reich, eine freie Entfaltung auf politischem Gebiete. Aus dem begehrenden Volke ist ein besitzendes geworden. Einheit und Freiheit sind im wesentlichen erreicht, Schillers Ruf: „seid einig“, klingt jetzt einem einigen Volke. Das neue deutsche Reich verdankt seinen Aufschwung realen Taten. Da gilt es für vornehm, dem Dichter des Idealismus mit Geringschätzung zu begegnen. Die ganze gegen den Humanismus gerichtete Bewegung, die Beschränkung des Unterrichts in den klassischen Sprachen, die gesteigerte Bedeutung der Naturwissenschaften und andere Momente, alles hat dazu beigetragen, daß sich das heutige Geschlecht von Schiller abgewendet hat. Und endlich hat der sogenannte Naturalismus der modernen Kunst dem Idealismus den Krieg erklärt. Schiller veranschaulicht der Menschheit große Gegenstände, der Naturalismus richtet sein Augenmerk besonders auf die Zeichnung der kleinen Welt, die den Menschen umgibt. Schiller legt den Schwerpunkt auf die handelnden Personen, die heutige dramatische Dichtung vertieft sich in die Zustände, aus denen die augenblickliche Handlung hervorgeht. Schiller will mit seinem gehobenen Stil Begeisterung erwecken, der Naturalismus mit der Sprache des täglichen Lebens Stimmung hervorrufen.

Diese kurze Gegenüberstellung zweier entgegengesetzter Anschauungen ist Euch Schülern der unteren und mittleren Klassen noch nicht recht verständlich, und auch auf die älteren Schüler, für welche dieser Kontrast schon zum Gegenstande vergleichenden Nachdenkens geworden ist, hat wohl das heutige Urteil über unseren Schiller keinen Einfluß ausgeübt. Mag auch unsere heutige Gedächtnisfeier nicht mehr ein so Schillerfreundliches Geschlecht finden, wie es vor 46 Jahren in Deutschland lebte; hier, an dieser Stätte spüren wir nur wenig oder nichts von diesem Wechsel der Zeiten. Ihr, liebe Schüler, feiert Euren Schiller mit derselben Begeisterung, wie wir ihn einst feierten; und so werdet Ihr mir willig folgen, wenn ich zum Gegenstande einer kurzen Betrachtung das Thema mache: Friedrich Schiller ein Leiter und Führer der Jugend zu den Höhen des Lebens.

Der Dichter Schiller ist ein guter Lehrmeister, welcher der Jugend eine reiche Fülle des Wissens zuführt, die der jugendliche Geist je nach seinen Kräften durchdringen, ordnen, sich zu eigen machen soll. Schon ehe der Schüler die griechische Sagenwelt aus Homer, Vergil, Herodot kennen lernt, sind ihm durch Schillers Romanzen die Helden des klassischen Altertums befreundete Gestalten geworden. Nicht in matten Umrissen,

in plastischer Form, wie marmorne Götterbilder, stehen vor seinen Augen der mächtige Herrscher von Samos, der treue Damon, die Seherin Cassandra. Die glänzende Welt des Mittelalters mit ihren Anschauungen von Kampf, Ehre, Liebe und Entsagung erschließt sich durch Schillers Gedichte dem staunenden Blicke des jungen Quartaners und Tertianers. Und immer wieder kann der Lehrer mit dem aufmerksamen Schüler die Verse lesen, immer wieder reizen sie durch die Anschaulichkeit der Darstellung, durch die Schönheit der Sprache zu neuem Genuß. Und dieselben Romanzen, welche der Knabe mit glühendem Eifer las, deklamierte, deren Inhalt das Thema seiner Aufsätze bildete, bieten dem Schüler der oberen Klassen Gelegenheit, den Gedankengehalt, welcher der epischen Erzählung zu Grunde liegt, zu erfassen und zu durchdringen. Da lernt er aus dem Ringe des Polykrates, daß alles überschwengliche Glück gegen die göttliche Ordnung verstößt, die Ausgleich und Maß verlangt. Aus den Kranichen des Ibykus hebt sich ihm der Gedanke hervor von der Macht des Gesanges, die den Menschen in seinem Innersten packt, erschüttert und wie hier das Amt richtender Gerechtigkeit übt. Den tiefen sittlichen Wert der alles überwindenden Treue, welche uns bürgt für den Sieg des Guten, bringt ihm die Bürgschaft zum klassischen Ausdruck. So begreift der reifere Schüler, wie es das höchste Ziel des Schillerschen Schaffens war, eine Idee zu erfassen, zum dichterischen Ausdruck zu bringen und dieser Idee Stoff und Form wie ein sich schmiegendes Gewand anzupassen. Zugleich erkennt er, wie das Geheimnis der nie nachlassenden Anziehungskraft dieser Gedichte in ihrer dramatischen Gestaltung liegt, welche mit großartiger Deutlichkeit das vom dichterischen Geiste erfaßte Bild zu lebendiger Anschauung bringt. — Aus dem Liede von der Glocke lernt der Schüler den Aufbau und Gang einer großen Gedankendichtung verstehen. Er sieht, wie die Komposition eines Kunstwerkes dem Entstehen eines organischen Gebildes gleicht, das sich nicht zusammensetzt wie die verschiedenen Teile eines mechanischen Ganzen, sondern sich aus dem Grundgedanken, wie die Pflanze aus dem Keime, entwickelt. Bei der Lektüre der Dichtung wird dem Schüler die Aufgabe gestellt, die feinen Fäden zu suchen, welche vom Meisterspruch zur folgenden Betrachtung und von dieser wieder zum nächsten Spruche hinüberleiten. Wenn die Arbeit des Meisters und seiner Gesellen gleichsam den Körper des Gedichtes bildet, so entspringt aus dieser Schöpfung der Hände eine zweite Gedankenschöpfung; die Betrachtung alles dessen, was das von der Glocke angekündigte, wechselnde Verhängnis dem Erdensohne bringt. Diese Gedankenschöpfung verweilt zuerst in dem engen Kreise des häuslichen Lebens, solange sich die Arbeit auf den Guß der Metallmasse beschränkt, erweitert sich, sobald die Glocke fertig aus der zerbrochenen Hülle hervortritt, zur Darstellung des staatlichen Lebens; bis auch dieser Verband zuletzt aufgenommen wird in den Kreis einer die ganze christliche Gemeinde umfassenden, ewigen Ordnung. Ich kenne keine Dichtung von gleichem Umfange welche geeigneter wäre, den Schüler zum Nachdenken zu reizen und mit dem Wesen eines dichterischen Kunstwerks bekannt zu machen. Was Schiller in angestrenzter Gedankenarbeit auf dem Gebiete der Philosophie, besonders der an das menschliche Denkvermögen die höchsten Anforderungen stellenden kantischen Lehre errungen hatte, das trieb ihn sein Dichtergeist in die Form der Dichtung umzugestalten. Wiederholt äußerte er in Briefen an seine Freunde, daß die Philosophie ihn nie ganz fesseln könne; erst der Dichter sei der wahre Mensch. So kleidet er das Ergebnis philosophischen Denkens in das Gewand des Verses. Eine Reihe von kleineren Werken, in welcher Schiller seine Stellung zur Kunst darlegt, ist wohl dazu angetan, die geistige Kost der reiferen Schüler zu werden. Den Mittelpunkt dieser in Dichtung umgesetzten Geistesarbeit ist das berühmte Gedicht: Das Ideal und das Leben. Allerdings müssen dem Schüler, wenn er die Dichtung verstehen will, Schillers Ideen, welche er in den Briefen über die ästhetische Erziehung niedergelegt hat, zugänglich gemacht werden. Mit ihrer Hilfe wird sich ihm das Verständnis dieser in prächtigen Trochäen dahinströmenden Dichtung eröffnen, welche den Gedanken zum Ausdruck bringt, daß zwischen dem Leben, in welchem Kampf, Ringen, Schmerz herrschen und dem Reiche des Ideals, wo Frieden, Ruhe, Freude wohnen, eine Vermittlung möglich ist, die im Bilde des aus des Lebens mühevoller Bahn zu den Gefilden der Seligen emporsteigenden Herkules veranschaulicht wird. Einzig in der Reihe der kulturgeschichtlichen Dichtungen steht Hebbels Lieblingsgedicht — noch auf dem Sterbelager ließ er es sich vorlesen — der Spaziergang. Diese Schöpfung Schillers, welche bekanntlich die Entwicklung der menschlichen Gesittung, ihre Loslösung von der Natur und ihre Rückkehr zur ewig unwandelbaren Natur in klassischen Distichen dem Leser vorführt, schafft dem jugendlichen Geiste Gelegenheit zur Ausprägung seiner Gedanken über den vom Dichter behandelten Gegenstand und die vielen, damit in Verbindung stehenden Fragen. Auf diesem Spaziergange führt uns der Dichter auf einen Höhepunkt leiblichen und geistigen Schauens. — Der Dichter Schiller war auch Geschichtsschreiber. Auch von diesem kann die Jugend lernen. Gleich die Antrittsrede des Professors Schiller, welche die Frage beantwortet: „was heißt und zu welchem Zwecke

studiert man Universalgeschichte?“ verdient im deutschen Unterricht der höheren Schule aufmerksame Beachtung. „Welche Reihe von Entwicklungen“, fragt Schiller, „hat ablaufen müssen, um es zu ermöglichen, daß wir in diesem Augenblicke uns hier zusammenfinden.“ Schiller glaubt an einen Fortschritt des Menschengeschlechts, dankbar erkennt er die Bedeutung der Vorwelt an, auf deren Schultern unsere Entwicklung ruht und fühlt sich der Nachwelt gegenüber sittlich verpflichtet. Sind dies nicht Fragen, die den jugendlichen Geist fesseln und zum Nachdenken anregen müssen? Nicht nüchterne Betrachtungen, durchsetzt von gelehrten Anmerkungen, bilden den Inhalt der Schillerschen Geschichtsschreibung. Schiller ist auch auf diesem Gebiete der Künstler. Wenn auch seine geschichtlichen Forschungen den Ansprüchen der heutigen Wissenschaft nicht mehr genügen, die in ihnen niedergelegten Ideen, die lebhafteste Anteilnahme des Schreibers an den Ereignissen und Personen, die glänzende Sprache machen Schillers geschichtliche Abhandlungen zu einem auch für die Jugend wertvollen Besitztum. — Nur andeuten will ich, welche unvergleichliche Stellung die Dramen des Dichters im deutschen Unterrichte unserer Schulen einnehmen. Ein Blick in die Programme der verschiedenen Anstalten sagt mehr als viele Worte. Die Behandlung der Exposition, der Aufbau des Stückes, die Frage, ob Schuld oder Schicksal, die Charakterzeichnung der Personen, die kulturgeschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkte, welche sich aus den Dichtungen ergeben — alles dieses bildet eine unerschöpfliche Fundgrube für den deutschen Unterricht. Und was für diesen Wissenszweig von ganz besonderem Werte ist, soll nicht verschwiegen werden. Mag der Lehrer noch so oft ein Drama Schillers erklärt, noch so oft die jugendlichen Versuche, sich mit der gestellten Aufgabe zurecht zu finden, verbessert und besprochen haben; bei jeder neuen Behandlung tritt ihm das Drama in ewig jugendlichem Gewande entgegen. Welche Erfahrungen würden wir Schulmänner wohl machen, wenn wir genötigt wären, Jahr aus, Jahr ein an den Dramen Fuldas oder Sudermanns den Geist unserer Schüler heranzubilden. Goethe hat recht, wenn er von Schillers Dramen sagt: „Es ist mit diesen Stücken wie mit einem ausgelegenen Weine; je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab.“

So wichtig ein reiches Wissen für den Menschen ist, so große Erfolge es ihm verspricht, seine wahre Bedeutung erhält es und rechte Früchte trägt es doch nur dann, wenn es sich mit sittlicher Willenskraft vereinigt. Nach dem Wollen, nicht nach dem Wissen beurteilen wir den Wert eines Menschen. Und wieder kann der Jüngling, welcher bestrebt ist, einmal eine willensstarke Persönlichkeit zu werden, sich keinen bessern Führer wählen als Schiller. Wer die Lebensgeschichte des Dichters verfolgt, wird erstaunen über die Willenskraft dieses Mannes. Sein ganzes Leben war ein Kampf, zuerst mit den Unbillen des Schicksals, die letzten anderthalb Jahrzehnte mit der Krankheit. Als nach der wagemutigen Flucht aus verhaßtem Zwange, nach den an Verwirrungen und Enttäuschungen reichen Wanderjahren Schiller im einunddreißigsten Lebensjahre das Glück einer schönen Häuslichkeit, die Ausübung einer ihm zusagenden Tätigkeit, die Aussicht auf eine reiche Zukunft gefunden hatte, da verschwand diese glückliche Lebenslage schnell wie ein kurzer, schöner Traum. Im Anfange des Jahres 1791 befiel den Dichter eine Lungenentzündung, von welcher er zwar geheilt wurde, deren Folgen aber nie völlig verschwanden. So war die ganze fernere Lebenszeit Schillers ein fortwährendes Ringen zwischen dem hohen Fluge des Geistes und der Hinfälligkeit des Leibes. Während Goethe sich behaglich Zeit ließ zur Vollendung seiner Werke, die angefangen oft lange im Pulte ruhten, der Vollendung harrend, verzehrte Schiller, als ob er sein nahes Ende geahnt hätte, in rastlosem Arbeitstriebe seine Kräfte. Kaum war eine Aufgabe gelöst, so suchte sein Geist schon eine neue. So finden wir in seinem Notizkalender unter dem 7. Juni 1800 die Bemerkung: „Maria Stuart geendigt“, und unter dem 1. Juli die Notiz: „Jungfrau von Orleans“. Noch als er auf dem Sterbebette lag, beschäftigten ihn neue Entwürfe. In seinen Fieberphantasieen rezitierte er Szenen aus dem Demetrius, und mit der Trauer, welche nur tätige Geister kennen, dem schmerzlichen Gefühle, sich von einem großen, unvollendeten Werke trennen zu müssen, schied er aus dem Leben. Diese bis zum Tode fortgesetzte Anspannung aller Kräfte ist aber im wesentlichen das Ergebnis gewaltigen Wollens. Es ist bezeichnend für Schiller, daß er, welcher das Leben durch die Stärke seines Willens beherrscht hat, mit Vorliebe kraftvolle Willensmenschen in seinen Dramen zu den Hauptträgern der Handlung gemacht hat. Heute sollen sie alle wieder vor unser Auge treten, dieser ganze Zug großartiger Herrscherseelen; Menschen, die uns teuer geworden sind wie geliebte Freunde, aus deren Reihe wir keinen entbehren möchten: Karl Moor, Fiesko, Posa, Wallenstein, Don Cesar, Wilhelm Tell, Demetrius. Sie wetten und wagen, erlisten, erjagen, greifen zu, schlagen drein, nur auf sich vertrauend, unverzagt bis zum letzten Lebenshauch. Und ebenbürtig treten neben diese Männer die Frauen: eine Gräfin, Terzky, eine Isabella, eine Maria Stuart. Nicht krankhaft überreizt wie viele Frauengestalten der modernen Dichtung, einfach, ernst und gefaßt vollenden sie ihr

Geschick. Diese kräftigen Naturen stehen aber nicht unter dem Drucke eines unbezwingbaren Schicksals; alle haben das Bewußtsein voller Verantwortlichkeit für ihr Tun. Mit starker Hand schaffen sie sich selbst ihr Los, ihr Wille bringt die Entscheidung. Das gilt auch für Wallenstein (in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne), auch für Don Cesar (der Übel größtes aber ist die Schuld.) Uralt ist die Frage nach der Willensfreiheit des Menschen. Schiller hat sich für die menschliche Verantwortlichkeit entschieden. Er rühmt einmal als schönstes Ziel des Menschen: Das Uhrwerk seiner mechanischen Natur empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt. Dies führt uns zu einem überall bei Schiller durchleuchtenden Gedanken. Die Bestimmung des Menschen ist die Entwicklung des Individuums zur freien, sittlichen Persönlichkeit. Wie sich die Völker aus dem Zustande der natürlichen, ungebundenen Freiheit des rohen Nomadenlebens, besonders durch den Einfluß des Ackerbaus, emporgerungen haben zu einem gesetzlich geordneten Gemeinwesen, so soll der einzelne Mensch durch innere Selbstzucht und Läuterung den Streit zwischen Vernunft und Sinnlichkeit zum Ausgleich bringen und dadurch in den Besitz der wahren Freiheit, für welche das Sittengesetz kein von außen herantretender Zwang mehr ist, gelangen. Aber nur durch Beherrschung der Sinnlichkeit, durch fortwährendes Arbeiten an uns selbst, durch stetige Übung der Willenskraft gewinnen wir diese höchste sittliche Freiheit. Das beste Beispiel, daß es möglich ist, diese ethische Lebensführung zu erreichen, gibt uns Schiller selbst. „Es ist mir“, schreibt er einmal, „als ob ich das Schicksal zwingen müßte“; und Schiller hat es bezwungen. „Lernt von ihm, was ein Mensch über sich selbst vermag“, sagte Schillers Frau zu ihren Kindern, als man den Vater begraben hatte. So entwickelte sich Schiller durch immer strebendes Bemühen zu jener in sich gefestigten, harmonischen Persönlichkeit, von welcher Goethe sagen durfte:

„Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,  
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Faßt, liebe Schüler, heute klar das Bild dieses Mannes ins Auge. Auch Ihr jüngeren versteht schon den Sinn eines seiner Aussprüche: „Die Hauptsache ist der Fleiß; denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Wert.“ Und Ihr älteren macht zu Eurem Wahlspruch das Wort:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,  
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.“

Besonders aber gebt der hohen Mahnung Gehör:

„Festen Mut in schwerem Leiden,  
Hilfe, wo die Unschuld weint,  
Ewigkeit geschwornen Eiden,  
Wahrheit gegen Freund und Feind.“

Das heißt doch: unverzagt bleiben auch im Unglück, unsere Kräfte einsetzen zum Heile anderer, Treue bewahren gegen uns selbst und andere, den Mut der eigenen Überzeugung haben; sittliche Leistungen, welche auch in unserer Zeit von unendlichem Werte sind und eine ganze Persönlichkeit erfordern. Noch einmal möchte ich an die akademische Antrittsrede erinnern. Ihr Schlußwort lautet: „Ein edles Verlangen muß in uns glühen, zu dem reichen Wissen, das wir von der Vorzeit überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an diese unvergängliche Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu beisteuern können Sie alle. Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“ So knüpft Schiller an die Mahnung, unsere Kräfte in den Dienst der Menschheit zu stellen, die beglückende Verheißung, daß unsere Arbeit, auch die kleine, unscheinbare nicht umsonst getan ist, sondern daß, wie keine Kraft im mechanischen Naturverlaufe, so auch keine Betätigung der sittlichen Persönlichkeit verloren geht, vielmehr, indem sie dem Ganzen dient, der Unsterblichkeit gewiß ist.

Wenn wir den Namen Schiller aussprechen, so ist nicht das erste, woran wir denken, der Lehrmeister, der Erzieher zum charakterfesten Willensmenschen, sondern der Dichter. Ich möchte behaupten, daß Schiller für uns geradezu das Beispiel des Dichters von Gottes Gnaden geworden ist. Die hohe Gestalt, die gewölbte Brust, die breite Stirn, der ausdrucksvolle Mund, die großen Augen, das blonde, herabwallende Haar — alles verleiht dieser Persönlichkeit etwas Erhabenes, Hoheitsvolles. Bei Goethe denken wir außer an den Dichter, an den alle Lebens- und Wissensgebiete umfassenden Geist, an den Staatsmann, den Minister. Etwas vom

Geheimrat, von der Excellenz haftet an seiner Erscheinung, und eher lassen wir uns bei ihm als bei Schiller das Wörtchen ‚von‘ gefallen. Schiller ist für uns schlechthin der Dichter. Das alte Wort, daß der Dichter ein Seher, ein vates, ein vom göttlichen Geiste getriebenes, erfülltes Wesen sei, finden wir bei Schiller bestätigt. Er selbst zeigt uns, wie grübelnde Vernunft nie in die Werkstatt dichterischen Schaffens zu dringen vermag. Mit dem Sturmwind, dessen Brausen wir vernehmen, ohne zu wissen, von wo er kommt, mit dem Quell aus verborgenen Tiefen, mit der Flut des Regenstroms, der aus Felsenrissen donnernd stürzt, dessen Ursprung aber dem lauschenden Ohre des Wanderers geheimnisvoll bleibt, vergleicht er das Lied des Dichters. Der Dichter ist ebensowenig sein eigener Herr, wie der Prophet des alten Bundes, wenn über ihn der Geist Gottes kommt.

„Den hohen Göttern ist er eigen,  
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n.“

Und so erhebt uns der Dichter kraft dieses göttlichen Triebes über das niedere Erdenleben mit seinen kleinlichen Interessen, seinen Sorgen, seiner Unrast, in das hohe, heitere Reich der Kunst. Was Wallenstein von Max Piccolomini sagt:

„Er machte mir das Wirkliche zum Traum,  
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge  
Den gold'nen Duft der Morgenröte webend“,

das gilt auch von Schillers dichterischem Schaffen. Unter seiner Hand „erhoben sich des Lebens flach alltägliche Gestalten“, jeder Stoff, den seine Hand berührte, verwandelte sich in das Gold der Poesie. Dabei verlieren seine Gestalten nie den Boden der Wirklichkeit, „es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte“. Sein Wallenstein ist der Mann des dreißigjährigen Krieges; der Pulvergeruch jener schrecklichen Zeit weht von ihm aus. Aber was hat der Dichter aus dem verwegenen Bandenführer gemacht. Welcher Mikrokosmos eines verwickelten Menschenlebens verbirgt sich in dem Helden der Tragödie. Wie wächst die Gestalt unter der Hand des Dichters ins Riesenhafte. Wie lernen wir den Mann fürchten, bewundern, lieben und beklagen. Und wie ihn selbst, den Schöpfer kühner Heere, so hebt Schiller auch die Figuren der Soldaten hoch über die gemeine Wirklichkeit; und doch tritt die bunte Soldateska nicht aus dem Rahmen des Zeitbildes heraus. In welches wunderbare Licht hat der Dichter die letzten Szenen der Trilogie getaucht: Das düstere Gemach, die unheimliche Gewitterstimmung des nächtlichen Himmels, die Erinnerung Wallensteins an die Gestalten der Verstorbenen, die Warnung der Freunde, die unerschütterliche Siegesgewißheit des noch immer aufrecht stehenden Mannes — und dann das schnelle, erschütternde Ende des gewaltig Wollenden durch die Hand klein denkender Menschen. Da fühlen wir, „wie mit Gigantenschritt, geheimnisvoll, nach Geister Weise, ein ungeheures Schicksal tritt“. Die Wirkung der Schillerschen Dramen auf den Hörer, besonders auf den jugendlichen Hörer wird am besten mit dem Worte Begeisterung ausgedrückt. Begeistert waren die Studenten, welche am Abend des 17. September 1801 nach der Aufführung der Jungfrau von Orleans vor dem Schauspielhause zu Leipzig den Dichter erwarteten, und begeistert verläßt heute der Jüngling das Theater, wenn die Worte „kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude“ verklungen sind. Selbst der Knabe, der noch nicht die Gedankenfülle der Dramas zu fassen vermag, wird hingerissen — das ist das rechte Wort — von dem Schwunge der Sprache, dem Zauber der Verse. Er fühlt, daß sich ihm hier eine höhere Welt auftut.

Ich nannte Schiller einen Seher. Mit prophetischem Auge erschaute er die Zukunft. Ein gewaltiger Heerführer stieg am Ausgange des 18. Jahrhunderts empor. In jenen Tagen banger Erwartung, wo Zagen und Sorge die Herzen der Deutschen quälten, erschien wie eine trostbringende Heldengestalt die Jungfrau von Orleans, und wie eine Weissagung zukünftiger Zeiten erklangen ihre Worte:

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut,  
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?“

Als unser Volk unter dem Drucke der Fremdherrschaft litt, schöpfte es Trost aus dem Rufe der Rütlimänner: „eine Grenze hat Tyrannenmacht!“ So waffnete Schiller sein Volk für den großen Befreiungskampf. Als dann endlich der Tag der Erhebung kam, zog sein Geist den Kämpfern voran, sein Lied begleitete ihre Reihen. In der folgenden Zeit, wo Verbitterung und Kleinmut am Herzen des deutschen Volkes nagten, das sich um die Früchte seiner Taten betrogen sah, rief Schiller seinen Deutschen zu:

„Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Wie sich darauf im Jahre 1870 das ganze deutsche Volk zum Entscheidungskampfe gegen den westlichen Nachbar erhob, trat Schillers Genius wieder unter die Scharen der Krieger. Von allen Bühnen ertönten die Verse:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Sollte auch an Euch, liebe Schüler, der Ruf ergehen, für die heiligsten Güter unseres Volkes, für seine Eigenart und Selbständigkeit das Schwert zu ziehen, so wird Schillers flammende Mahnung auch Euer Leitstern sein. In solchen Zeiten lernt der Mensch begreifen, was er nur zu leicht im Getriebe des Alltagslebens vergißt, daß es Güter gibt, die nicht wäg- und meßbar sind, aber schwerer wiegend als alle Schätze der Erde — die idealen Güter.

Damit besteigen wir an der Hand des Dichters die höchste Höhe, die zu erreichen dem erdgeborenen Menschen vergönnt ist. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Mit diesen Worten verkündigt Schiller den Sieg des Geistes über die Materie. Aus den Fesseln der Wirklichkeit in das Gebiet des rein Geistigen zu dringen, erschien dem Dichter die höchste Aufgabe des Menschen. Neben der eisernen Willenskraft war es die Hingabe an die Welt der Ideale, welche diese Schaffensfreudigkeit, diese Früchte des Schaffens bei Schiller hervorrief. Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, sagt von unserem Dichter: „Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes.“ Wir erkennen aus diesen Worten, wie das Ziel, welches dem sittlichen Handeln des Dichters vorschwebte, sich berührt mit den höchsten Idealen der christlichen Religion.

So reicht Schiller der heranwachsenden Jugend auch die Waffen für den Kampf des Lebens, indem er sie hinweist auf eine höhere, göttliche Leitung aller Dinge und auf eine sittliche Weltordnung und zugleich erquickt er die Kämpfer im Wirrsal des harten, nüchternen Tagesdienstes, indem er sie trinken läßt aus dem verjüngenden, ewig frischen Born der dichtenden Kunst.

Mit einer Bitte an Euch, liebe Schüler, will ich schließen. Haltet Euern Schiller, den Euch die Schule kennen und lieben lehrte, auch ferner in Ehren, Euer ganzes Leben lang. Noch ist er Euch der große Dichter unseres Volkes, noch erfüllen seine Schöpfungen Euch mit Begeisterung. Aber wer weiß, ob Ihr nicht mit Kreisen in Berührung kommt, welche sich bemühen, das hehre Dichterbild zu zertrümmern und die bewunderten Schriftsteller des Tages an seine Stelle zu setzen; ob nicht Menschen auf Euch Einfluß gewinnen, die Euch verspotten wegen Eurer Begeisterung, welche ihnen für ein Zeichen von Unreife gilt.

Dann denkt an die Worte, welche der Marquis von Posa als einen Auftrag an seinen Freund Karlos zur Königin spricht; sie sind auch für Euch gesprochen:

„Sagen Sie  
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend  
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.  
— Daß er nicht  
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit  
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.“

Haltet fest an den Idealen der Jugend; sie erhellen in späteren Tagen das Dunkel des Lebens, schämt Euch nicht der Begeisterung; sie ist das Zeichen einer gesunden, lebensfrohen Weltanschauung

„Froh, wie seine Sonnen fliegen  
Durch des Himmels prächt'gen Plan,  
Wandelt, Brüder, Eure Bahn,  
Freudig, wie ein Held zum Siegen.“